

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

Nummer 8/9

Donnerstag, 11. August 1988

56. Jahrgang

Wilfried Beimrohr

Aus der Geschichte der Pfarre Dölsach zu deren zwölfhundertjährigem Bestand

Es muß hier einleitend festgestellt werden, daß ein Dokument, aus welchem das Gründungsjahr der Pfarre Dölsach einwandfrei hervorgeht, bisher nicht gefunden werden konnte. Man darf aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Jahr 788 als solches in Frage kommt, weil in diesem Jahr die Fränkische Reichsordnung in Karantanien eingeführt wurde: »Im Jahr 788 wurde Dölsach im Zuge der Einführung der Fränkischen Reichsordnung eine karolingische Reichspfarre mit den Filialen Nußdorf, Grafendorf, Leisach, Bannberg und Adling (Schemalmus der Dölzese). (D. Sch.)

»Das Pfarrdorf Dölsach am Fuße des Stronachgebirges nimmt das Centrum des Halbkreises ein, welchen die nach ihm kirchenpflichtigen Gemeinden Stribach, Göriach, Iselsberg, Gödnach und Görttschach bilden, von der Stadt 1 1/2, von der Lundstraße auf 1/4 Stunde durch schöne Feldungen getrennt. Am obern Ende des Dorfes stützt sich an einen mäßigen Abhang die geräumige Pfarrkirche zum hl. Martin, und das Schulhaus, welches die Kinder aller Gemeinden des Seelsorg-Sprengels mit einziger Ausnahme von Iselsberg besuchen. Die Pfarre wird vom Landesfürsten verliehen und unter die ältesten Seelsorg-Stationen des Gerichtsbezirkes gezählt. Die Kirche erhielt 1770 bis 1775 einen beträchtlichen Erweiterungsbau. Das Sehenswürdigste, was sie besitzt, ist der Plafond des Presbyteriums vom rühmlich bekannten Maler Joseph Anton Zoller — die Taufe des hl. Martin vorstellend. Die Zahl der Dorfbewohner beläuft sich auf 300 in 34 Häusern, welche die Kirche eng umlagern. Das gute Wirtshaus des Dorfes und die einzig schöne Aussicht, welche dieses über das Panorama von Lienz vorzüglich gegen Westen genießt, lockt viele Stadtbewohner nach demselben.« Diktion und Details verraten dem Kundigen sofort, daß diese literarische Bestandsaufnahme des Dorfes Dölsach und seiner Pfarrkirche im vorigen Jahrhundert anzusetzen ist. Um genau zu sein: das Stimmungsbild stammt aus dem Jahre 1844 und floß dem hohen Staatsbeamten, Statistiker und Historiker

Johann Jakob Staffler aus der Feder. Sein Buch »Tirol und Vorarlberg« bringt erstmals einigermaßen präzise Details über Dorf und Gotteshaus Dölsach und soll daher als Anknüpfungspunkt und Überleitung zur vorliegenden Pfarrgeschichte Dölsachs dienen. Die Geschichte der alten Pfarre Dölsach gilt es also vor dem Leser auszubreiten, von geistlichen und manehmal allzu weltlichen Dingen ist zu berichten, nicht alles und jedes kann erzählt werden, soll doch der Blick auf das Ganze nicht verstellt werden.

Unweigerlich sind in einer seriösen Pfarrgeschichte komplexe Tatbestände aufzuzeigen. Es ist daher sicher kein Luxus (und vom Autor nicht als leere Zeilenschinderei und Faktenhuberei gedacht), wenn der Leser einleitend in die allgemeine Kirchengeschichte

entführt und kräftig in die kirchliche Rechtsgeschichte eingetaucht wird. Das Versprechen gilt: Dem Leser werden sich interessante Zusammenhänge offenbaren, die ihn die Entwicklung der Pfarre Dölsach leichter verstehen lassen.

Die Wurzeln

Im römischen Reich, wo das Christentum dank der eifrigen Missionstätigkeit seiner Anhänger sich rasch ausbreitete, machte sich die neue Religion ungewollt den Staut zum Feind. Weil die Christen Götteropfer verweigerten und den Kaiserkult ablehnten, mußten sie lange und blutige Verfolgungen auf sich nehmen, die nur von kurzen Phasen der Duldung unterbrochen waren. Erst unter Kaiser Konstantin dem Großen (325 - 337)



Dölsach von Aguntum aus gesehen. Im Vordergrund aguntinische Grabstele

kam es zur großen Wende. Die Politik der Gewalt und brutalen Unterdrückung wich einer von Toleranz, ja Freundschaft, geprägten Beziehung. 380 wurde das Christentum in seiner nizbischen Ausprägung (das Konzil von Nizäa I. hatte 325 als erste Reichssynode getagt) als alleinige Religion des Imperiums anerkannt. Damit war der Weg frei zur Staatsreligion des römischen Reiches.

Schon früh umfaßte die inuere Ordnung der Kirche im wesentlichen zwei Stufen: Klerus und Laien. Dem Klerus, dem Träger der apostolischen Ämter, nämlich Papst, Bischof und den von ihnen beauftragten und berufenen Priestern, wurden besondere Vollmachten in Lehre, Leitung und Sakramentenspendung zuerkannt. Eine Hierarchie, eine »heilige Rangordnung«, begann sich herauszukristallisieren.

Das frühe Christentum war eine Stadtreligion. Denn die ersten alten christlichen Gemeinden wurden in römischen Städten gegründet und von dort aus verwaltet und organisiert. Aber Glaubensüberzeugung und missionarischer Tatendrang machten nicht halt an den Stadttore, das Christentum drängte auf das Land. Dort wurden nun ebenfalls christliche Gemeinschaften aufgebaut. Ihnen stand ein Chorbischof oder ein einfacher Priester vor, wobei aber die Vorrangstellung der städtischen Glaubensgemeinde und ihres Vorstehers, des Bischofs, gewahrt blieb. Im Westen des Reiches wurden die Landkirchen und -gemeinden Priestern und Diakonen anvertraut; bestellt wurden sie vom Bischof der Stadt, diesem waren sie untergeordnet. Hier liegt eine der Wurzeln des späteren Pfarramtes.

Bereits in der Spätphase des weströmischen Reiches, das kirchlich nach Rom orientiert war, auf den Bischof von Rom und Nachfolger des Apostels Petrus, den Papst, überzog ein mehr oder weniger dichtes Netz von christlichen Kirchen Stadt und Land, ohne daß man von einer festgefühten räumlichen Diözesan- oder Pfarrgliederung sprechen könnte. Die war einer späteren Zeit vorbehalten.

Der Siegeszug des Christentums schien gestoppt, als das weströmische Reich unter den wuchtigen Vorstößen germanischer Stämme wankte und dann endgültig zerbrach. Aber es gelang der weströmischen Kirche — und das zählt zu einer ihrer großartigsten Leistungen — die germanischen Führungsschichten und ihre jungen Staatsgebilde für ihren Glauben zu gewinnen. Als besonders zukunftsfruchtig sollte sich das Zusammengehen von Papsttum und dem aufstrebenden Reich der Franken erweisen, das in der Kaiserkrönung Karls des Großen im Jahre 800 gipelte. Die Könige und Kaiser aus dem Haus der Karolinger, die begierig die Staatsidee des römischen Reiches aufgriffen, waren der Kirche eine mächtige Stütze und trieben mit dem Schwert die Missionierung voran. Weltliche und geistliche Macht verbanden sich im gegenseitigen Interesse, was später noch zu unzähligen Konflikten führen sollte, weil einer den anderen zu beherrschen suchte.

Durch den Eintritt der Germanen in die bisher vorwiegend von der römischen Stadtkultur geprägte Kirche wurden die organisa-

torischen Formen des Christentums stark germanisiert und damit verweltlicht. Durch das sogenannte Eigenkirchenwesen wurde die Kirchenorganisation der vorherrschenden politischen Organisationsform, der Grundherrschaft (der inhaltliche Kern der Grundherrschaft, eines typischen Produkts der wirtschaftlich von der Landwirtschaft, politisch vom Kriegeradel beherrschten Welt des Mittelalters, war, daß der Mächtige, dem bestimmte Ländereien gehörten, auch über die Menschen herrschte, die auf diesem Grundbesitz wohnten oder ihn bebauten), angepaßt; die germanische Sozialauffassung brachte im Klerus eine stärkere Standestrennung; es wurde vielfach üblich, geistliche Ämter in der Rechtsform der Leihe zu übertragen; die Folge war, daß weltliche Fürsten geistliche Ämter vergaben (Laieninvestitur). Von der intimen Durchdringung des Weltlichen und Geistlichen zeugen das feudalisierte Pfarr- und Klosterwesen, die Ritterorden und die verschmelzenden Bischofsämter und Reichsfürstentümer. So bildeten Salzburg und Brixen zugleich einen Staat unter Führung des Bischofs (Reichsfürstentum) und eine Diözese oder ein Bistum, einen kirchlichen Amtssprengel also. In beiden Fällen griff die Diözese weit über das staatliche Territorium hinaus.

Eine der Wurzeln der Pfarre wurde bereits ausgegraben: Die Land- oder Taufkirche der spätantiken und fränkischen Zeit (6./7. Jahrhundert). Die Initiative, neue Kirchen zu bauen, mit dem zum Unterhalt nötigen Land und Mitteln auszustatten und für sie einen Priester anzustellen, ging im frühen Mittelalter vielfach von weltlichen Mächtigen aus, die durch diese fromme Tat ihr Seelenheil zu retten suchten. Die von ihnen gegründeten Eigenkirchen, die zusammen mit dem Seelsorger als Eigentum betrachtet wurden, rissen nach und nach mehr Rechte an sich: den sonntäglichen Hauptgottesdienst, das Begräbnisrecht, die Einsegnung der Ehe und zuletzt, wegen des der Taufkirche vorbehaltenen Taufbrunnens, das Recht der Taufe. So froh die Kirche sein mußte, daß ohne ihr Zutun vielerorts neue Kultstätten aus dem Boden schossen, so gefährlich war diese Entwicklung für die kirchliche Autorität. Denn ein direkter Zugriff auf diese adeligen Eigenkirchen, deren Vermögen und Seelsorger blieb den Bischöfen verwehrt. Daher sagte die Kirche dem Eigenkirchenwesen erfolgreich den Kampf an: im 12. Jahrhundert starb es ab, lebte aber im Patronat und in der Inkorporation weiter. Jedenfalls haben die Eigenkirchen das Pfarrsystem wesentlich erweitert und umgestaltet.

Im 8. und 9. Jahrhundert wurden Pfarrkirche und Pfarrvolk zu einer Einheit verbunden, jeder Pfarrkirche kam ein räumlicher Sprengel zu. Waren die Pfarrrechte auch nicht einheitlich ausgebildet, gemeinsam war ihnen, daß der Pfarrer gewisse Sakramente an seine Pfarrkinder spenden durfte, wozu Taufe, Eucharistie und Krankenölung gehörten; weiters waren die Pfarrer angehalten zu Predigt, Armenfürsorge und Begräbnisfeier.

Für die Menschen, die innerhalb des Pfarrsprengels wohnten, galt der Pfarrbanu. Mit all ihren kirchlichen Auliegen mußten sie sich an die Pfarrkirche halten, dorthin den Zehent und dem Pfarrer die

Stolgebühren entrichten. Seit der karolingischen Zeit drang der Grundsatz durch, daß jede Siedlung einer Pfarre bzw. Pfarrkirche zugeordnet sein mußte. Die Pfarrkirchen waren kirchlicher Mittelpunkt relativ großräumiger Pfarrsprengel, die wir oft erst in den schriftlichen Quellen des Hochmittelalters (11. bis 13. Jahrhundert) zu fassen bekommen. Früher bezeichneten die Historiker derartige Pfarren als Ursparren.

Dieser Begriff ist aber unglücklich gewählt, denn immer wieder erweisen in den letzten Jahrzehnten archäologische Ausgrabungen, daß den frühmittelalterlichen Pfarrkirchen spätantike Taufkirchen vorausgegangen sind; wie ja die Archäologen nicht selten spätantike-frühmittelalterliche Kirchen ausgraben, die sich im Mittelalter nicht zu Pfarrkirchen aufschwingen konnten bzw. zu Filialkirchen der Pfarrkirchen ihrer nächsten Umgebung herabsanken.

Heute behelfen sich die Historiker damit, Pfarren, die sich vor dem Stichjahr 1300 als solche nachweisen lassen, als Altpfarren zu bezeichnen.

Rechtsgeschichtliches

Ein Kirchengebäude muß gebaut und unterhalten werden, ebenso kostet der Kultus Geld und etwas braucht wohl auch der Pfarrer zum Leben. In der agrarischen Welt des Mittelalters, wo Geld als Zahlungsmittel knapp war, lag es nahe, eine Kirche deswegen mit Grund und Boden auszustatten. Das Laud konnte der Pfarrer in Eigenregie bewirtschaften oder an Bauern gegen Geld- und Naturalabgaben verpachten. Diese Landausstattung wurde als »Widem« bezeichnet. Hinzu kam der Zehent als Einnahmequelle. Diese von der Kirche geforderte und später staatlich autorisierte Pflichtabgabe innerhalb des Pfarrsprengels ging an die Pfarrkirche bzw. an deren Eigentherrn und machte ursprünglich den 10. Teil des Feld- und Fruchttrages aus.

Weiters durfte der Pfarrer, wenn er gewisse kirchliche Handlungen vornahm (Taufe, Begräbnis, Einsegnung der Ehe, Beichte, Letzte Ölung), den Gläubigen Gebühren berechnen, sogenannte Stolgebühren.

Das Kirchenvermögen, wozu Kirchengebäude, Pfarrhaus, Friedhof und aller pfarrlicher beweglicher und unbeweglicher Besitz gehörten, bildete eine ungeteilte Vermögensmasse, die der Pfarrer auf Amtszeit nutzen durfte. Noch im Mittelalter spaltete sich dieses einheitliche Kirchenvermögen in die Pfarrpfünde einerseits und in die Kirchenfabrik andererseits. Während die Pfarrpfünde zum Unterhalt des Pfarrers diente, wurde aus dem Vermögen der Kirchenfabrik der Kultus finanziert und das Kirchengebäude unterhalten. Die Kirchenfabrik trug somit in erster Linie die Baulast der Kirche.

Auf die Verwaltung ihrer Kirchenfabrik, die sich zumeist aus Stiftungen frommer Menschen zusammensetzte, gewannen die Laien der Pfarre maßgeblichen Einfluß.

Ogleich es mit dem alten Eigenkirchenrecht, das Ortskirche und Ortsseelsorger von der kirchlichen Autorität weitgehend abschürfte, im 12. Jahrhundert vorbei war, lebte es in gemilderter Form als sogenannt-

tes Patronat weiter. Durch dieses Rechtsinstitut war dem Patron der Kirche (meist eine adelige Familie, aber auch eine kirchliche Anstalt, die die betreffende Kirche gestiftet oder finanziell ausgestattet hatte) ein starker Einfluß auf das Kirchengut eingeräumt; der Patron wies den aufziehenden Pfarrer in die Pfarrpfürnde ein.

Im Gegensatz zu früher war es nun aber der Bischof, der einen Priester als Pfarrer in das Amt einsetzte, aber der Patronatsherr durfte dem Bischof einen Kandidaten verbindlich vorschlagen, Präsentationsrecht wurde das genannt. Überdies besaß der Patron gewisse Ehrenrechte. Den Rechten des Patrons standen Pflichten gegenüber. So hatte der Patron — neben Kirchenfabrik und Pfarrgemeinde — einen Teil der Baulast für das Kirchengebäude zu tragen. Meist wurde das Patronat als Leihe angesehen, als geistliches Lehen, das vererbt und veräußert werden konnte.

Spätantikes und frühmittelalterliches Christentum

Nach diesem ausführlichen, aber notwendigen Ausflug in die kirchliche Rechtsgeschichte, die bis in das Heute nachwirkt, können wir uns langsam an die Geschichte der Pfarre Dölsach herantasten. Das heutige Osttirol war Teil des keltischen Königreichs Noricum, das um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts als Provinz Noricum dem römischen Reich einverleibt wurde. Um diese Zeit erlangte die Talsiedlung Aguntum das römische Stadtrecht und entwickelte sich recht rasch zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkt im Raum Pustertal, Lienzer Becken und Oberkärnten. Deutliche Spuren des Christentums finden sich in dieser römischen Provinz bereits im 4. Jahrhundert, eine Synode des Jahres 343 wurde nachweislich von Bischöfen aus Noricum besucht. Im 5. und 6. Jahrhundert verdichtete sich das locker gespannte Netz christlicher Gemeinden, das von Aquileja (in der Nähe des bekannten Mittelmeerbadeortes Grado), dem Sitz eines Patriarchen, aus geknüpft wurde. An dem Provinzialkonzil von Grado in den Jahren 572 bis 577 nahm Bischof Aaron von Aguntum mit seinen Amtskollegen aus Noricum teil. Dem langobardischen Geschichtsschreiber Cassiodor zufolge suchte um die Mitte des 6. Jahrhunderts Bischof Vitalis von Altino (Venetien) Schutz, im von Franken beherrschten Aguntum. 591 verwiesen langobardische Bischöfe darauf, daß »vor Jahren« fränkische Amtskollegen sacerdotes (»Priester«, gemeint sind aber Bischöfe) in Virunum, Teurnia und Aguntum, also im Drautal, eingesetzt hätten.

Aguntum, das zu Beginn des 5. Jahrhunderts durch einfallende Germanen vorübergehend zerstört wurde, war somit nachweislich Sitz eines Bischofs. Noch herrschten unruhige und gefährliche Zeiten. 476 löste sich das weströmische Reich auf, in der Folge wechselten die neuen Herren und Völkerschaften rasch: Odoaker, Ostgoten, Franken, Byzantiner, Langobarden. In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts sickerte über das Pustertal der germanische Stamm der Bajuwaren oder Bayern ein, im Lienzer Becken stießen sie auf vordringende Slawen,

die vom Reitervolk der Awaren gegen Westen abgedrängt worden waren. Während die Bayern an die Lehre des Christentums glaubten, hingen die Slawen ihren heidnischen Göttern an. Um das Jahr 610 unterlagen die Bayern in einer Schlacht bei Aguntum ihrem slawischen Gegner, die Stadt wurde geplündert, zerstört und von ihren Bewohnern endgültig verlassen. Die ansässige romanische Bevölkerung zog sich auf Höhensiedlungen zurück, zum Teil flüchtete sie über die Alpen nach Italien. Die Sieger der Stunde, die Slawen, besiedelten als neue Herrschaft das Lienzer Becken und die Iselregion, wovon noch heute unzählige Orts- und Flurnamen (unter anderem Dölsach, Göriach, Stribach, Görtshach und Gödnach) zeugen. Die Machtsphären wurden abgesteckt: das Pustertal lag nun im Herzogtum Bayern ein, das Gebiet östlich der Lienzer Klaus (die spätere Grafschaft Lurn) wurde Teil des slawischen Karantanens. Aber die Bayern steckten nicht auf.

769 schenkte ihr Herzog Tassilo III. dem Abt Otto von Scharnitz einen großen Landstrich um Innichen mit dem Auftrag, ein Benediktinerkloster zu gründen, das die benachbarten Slawen missionieren sollte. Drei Jahre später besiegte Tassilo die Karantanen und brach damit endgültig die Herrschaft der Slawen im Ostalpenraum. Karantanien wurde dem Herzogtum Bayern einverleibt, das wiederum die Oberhoheit der Frankenkönige anerkennen mußte. 788 nahm Karl der Große, König der Franken, einen Treubruch Tassilos zum Vorwand, um den Herzog abzusetzen, und integrierte das Herzogtum Bayern (und damit auch Karantanien) in sein Großreich. Während das Missionskloster Innichen noch vor sich hinkümmerte, setzte von der jungen Diözese Salzburg, aber auch von Aquileja aus, eine intensive Missionierung ein. Der missionarische Wettstreit führte zu Konflikten und Streitigkeiten, die durch einen Schiedsspruch Kaiser Karls des Großen im Jahre 811 bereinigt wurden. Er bestimmte die Drau als Grenze zwischen den Diözesen Aquileja und Salzburg. Diese kirchliche Grenzscheide sollte gut ein Jahrtausend halten. Im Bereich Osttirol zählte die Pfarre Lavant (mit den Orten Lavant, Tristach und Amlach) zum Patriarchat Aquileja, während das Gebiet links der Drau ab Aßling zur Erzdiözese Salzburg gehörte. Im Pustertal war die Pfarre Anras bereits Teil der Diözese Brixen.

An diesen komplexen Vorgängen ist deutlich abzulesen, wie stark politische Ambitionen und Entscheidungen das Schicksal des Christentums bestimmt haben.

Sie werfen aber auch die Frage auf, ob in dieser Zeit des Umbruchs, der häufig wechselnden, meist heidnischen Herren die zarte Pflanze des frühen Christentums verdorrt ist oder ob sie — wenn auch im Verborgenen — weitergeblüht hat. Gab es eine Kontinuität zwischen spätantiken und frühmittelalterlichem Christentum in Bereich Osttirol? Eindeutig beantworten läßt sich diese Frage nicht, schon gar nicht anhand der paar schriftlichen Dokumente, die wir aus diesen bewegten Jahrhunderten besitzen. Auch der Befund der Archäologen läßt vieles offen, aber er bringt zumindest ein wenig Licht in diese verworrene Problematik.

Von Aguntum weiß man, daß dort im 5. Jahrhundert eine Begräbniskirche und eine Grabkapelle gestanden haben, die Bischofskirche konnte bis jetzt noch nicht aufgefunden werden. Wo der 572/77 nachweisbare Bischof Aaron residiert hat, können auch die Archäologen nicht beantworten. In Diskussion stehen der Lavanter Kirchbühl und St. Andrä/Patriasdorf. Sicher ist nur, daß die Archäologen unter der Pfarrkirche St. Andrä in Lienz einen Kirchenbau des 5. Jahrhunderts ausgeschauelt haben. Die nächste Kirchenanlage datiert aus dem 9. oder 10. Jahrhundert. Die dritte Bauphase ist für das 12. Jahrhundert anzusetzen, diese romanische Kirchenanlage wurde 1204 geweiht. Die gotische Basilika, als die sich St. Andrä heute präsentiert, wurde um 1430 errichtet.

In Lavant entdeckten die Archäologen eine frühchristliche Kirche des 4. Jahrhunderts, die mehrmals umgestaltet wurde. Diese Kirchenanlage zerstörten um 600 vermutlich die Slawen. An ihre Stelle trat im 7. Jahrhundert eine Notkirche; sie wurde so lange benützt, bis im 9. Jahrhundert dort, wo heute St. Ulrich steht, eine neue Kirchenanlage entstand. Zumindest nach diesem archäologischen Befund hätte es einiges für sich, daß das Christentum, wenn auch in ganz bescheidenen Dimensionen, sich über das 7. und 8. Jahrhundert hat hinwegretten können.

Entstehung der Pfarre Dölsach

Daß eine gründliche Missionierung der Bevölkerung, die sich aus romanischen, slawischen und bayerischen Volkselementen zusammensetzte, nullat, war im ausgehenden 8. Jahrhundert keine Frage. Dazu bedurfte es mutiger Männer, die von Ort zu Ort das Evangelium verkündeten (ein nicht ungefährliches Unterfangen für Leib und Leben der Missionare, denn in Karantanien probten heidnische Slawen mehrmals den Aufstand), glaubensfester Männer aber auch, die die noch ungefestigten und in heidnischen Vorstellungen befangenen Christen ständig seelsorglich betreuten; benötigt wurden zudem mehr Kirchen, wo der christliche Gott gefeiert werden konnte. Die Kirche mußte — modern gesprochen — eine Infrastruktur aufbauen, die in diesen labilen Zeiten von der politischen Herrschaft abzustützen war.

Das ging natürlich nicht von heute auf morgen, schon gar nicht angesichts der riesigen Entfernungen und der ungeheuren Aufgabe, die sich hier stellte. Es zogen vermutlich Jahrzehnte ins Land, bis durch Bischöfe und adelige Grundherren neue Kirchen gebaut, ausgestattet und mit einem Seelsorger versehen werden konnten. (Daß Karl der Große die neugewonnenen Länder mit sogenannten Reichspfarrn überzogen habe, kann zwar behauptet, aber wohl kaum belegt werden, möge dies auch, diesem großen Kaiser zu Ehren, gelegentlich versucht werden. Karl der Große hat sich intensiv um geistliche und kirchliche Belange gekümmert aber sicher nicht per Dekret Pfarrgründungen verordnet; Könige, Herzöge und Bischöfe hatten im 8. und 9. Jahrhundert ohnedies alle Hände voll zu tun, um Diözesen einzurichten.)

Von der schriftlichen Überlieferung her sind die folgenden Jahrhunderte ein »dunkles« Zeitalter. Was im 9. und 10. Jahrhundert auf niedriger politischer und kirchlicher Ebene vorgegangen ist, bleibt daher dem forschenden Blick des Historikers weitgehend verborgen. Es existieren für unseren Raum keine schriftlichen Dokumente aus dieser schriftarmen Zeit. Die Pfarre Dölsach ist ein typisches Beispiel. Sie tritt uns gar erst 1242 in einer Urkunde entgegen, und da auch nur in der Form, daß der Pfarrer (plebanus) Heinrich von Dölsach als Zeuge eines in Patriasdorf abgeschlossenen Kaufvertrages genannt wird. Etwas interessanter ist das zeitlich nächste Schriftstück, das die Pfarre Dölsach erwähnt: 1264 beauftragte der Salzburger Erzbischof den Pfarrer Heinrich von Dölsach, den Brixner Domherrn Winther, der sich der vakanten und dem Kloster Neustift (bei Brixen) zustehenden Pfarre Aßling hemächtigt hatte, mit den Kirchenbann zu belegen, wenn Winther nicht binnen acht Tagen diese Pfarre dem Kloster zurückstelle oder das Patronatsrecht Brixens nachweise. Mit der Pfarre Dölsach hat dieser wichtige und ehrenvolle Auftrag direkt nichts zu tun.

Wenn schon die schriftlichen Quellen auslassen, so wird man sich fragen müssen, was die Historiker veranlasse, der Pfarre Dölsach ein viel höheres Alter zuzusprechen, als es die urkundlichen Erstnennungen nahelegen? Da wir bei Dölsach auf keinen archäologischen Befund zurückgreifen können, müssen wir unsere Annahme auf das Patronat abstützen. Jede Kirche ist einem Schutzheiligen anempfohlen, sie ist ihm geweiht. Im Falle der Dölsacher Kirche war und ist es der hl. Martin. Martin wurde im heutigen Ungarn als Sohn eines hohen römischen Militärs geboren. Noch im jugendlichen Alter trat er in die Armee ein, bekehrte sich mit 18 Jahren zum Christentum und kehrte seinem soldatischen Beruf den Rücken. Nach längeren Aufenthalten in Italien und Frankreich wurde er 371 vom Volk zum Bischof von Tours (Westfrankreich) gewählt. Dort zeichnete er sich durch seine rege Missionstätigkeit und einige Wunderheilungen aus. Bereits zu Lebzeiten hochangesehen, starb er 397 auf einer Seelsorgereise. Zu seinem Begräbnis in Tours strömte eine riesige Menschenmenge zusammen. Rasch breitete sich in Liturgie und im Volk die Verehrung des heiligen Mannes aus. Martin war einer der ersten Nicht-Märtyrer, die in die römische Liturgie aufgenommen wurden. König Chlodwig (466 bis 511) machte Martin zum Schutzherrn der fränkischen Könige. Aus Verehrung zu diesem Heiligen und wohl als Verbeugung vor den fränkischen Herrschern wurden Martin im Frühmittelalter viele Klöster und Kirchen geweiht. Der Martins-tag (11. November) war besonders im Mittelalter, weil an ihm das Wirtschaftsjahr abgeschlossen wurde, im Bewußtsein des Volkes lebendig, mancher Brauch erinnert noch heute daran.

Wir dürften also nicht fehl gehen, wenn wir die Pfarre Dölsach grob der fränkischen Zeit (die ostfränkische Linie der Karolinger starb 911 aus) zuordnen. Wir wissen aber nicht, wer diese Kirche gegründet hat, ob es der Salzburger Erzbischof oder ein Adliger gewesen ist, der die Dölsacher Kirche sein eigen nannte.

Ihre Filialkirchen

Bereits im Hochmittelalter gab es im Lienzer Talbecken drei Pfarren: Lavant (Diözese Aquileja), Patriasdorf/Lienz und Dölsach (Diözese Salzburg). Der Sprengel der damaligen Pfarre Dölsach läßt sich nur aus späteren Zeugnissen rekonstruieren.

Er umfaßte das heutige Gemeindegebiet von Dölsach, Iselsberg-Stronach, Nußdorf-Debant, Gaimberg und Leisach inklusive der Ortschaft Bannberg. Aus genannten Ortschaften leisteten noch im ausgehenden 18. Jahrhundert die bäuerlichen Grundbesitzer den Zehent an den Pfarrer von Dölsach. Und der Zehent war ja, wie bereits dargelegt, eine Pflichtabgabe der im Pfarrsprengel mit Grundbesitz einliegenden Gläubigen an die Pfarrkirche. Etwas verwunderlich ist, daß dieser Pfarrsprengel räumlich zerrissen war. Die Pfarre Patriasdorf, die bis an die Drau reichte, trennte Leisach von seiner Mutterpfarre Dölsach ab. Dies war vermutlich dadurch entstanden, daß das einst menschenleere Gebiet, wo im 12. Jahrhundert die städtische Siedlung Lienz errichtet wurde, aus praktischen Überlegungen heraus der nahen Pfarre St. Andrä zugeschlagen worden ist.

Die Kirchen in Nußdorf, Grafendorf (Gaimberg), Leisach und Bannberg waren somit Filialen der Pfarrkirche Dölsach, von ihr abhängige Kirchen. Als erste löste sich das weitabgelegene Leisach zusammen mit Bannberg. Für die Michaelskirche in Leisach ist gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein Priester, ein sogenannter Kurat, nachweisbar, der die Seelsorge in Leisach und Bannberg eigenständig führte. Die rechtliche Abhängigkeit von der Mutterpfarre Dölsach zeigte sich aber noch lange darin, daß der Leisacher Kurat vom Dölsacher Pfarrer auf Vorschlag des Grafen von Görz ernannt wurde. Auf die Kirche in Grafendorf hingegen gewann das Benediktinerkloster in Ossiach starken Einfluß, so daß St. Bartholomäus als seine Pfarre angesehen wurde. Seit 1673 war aber Grafendorf wieder unbestritten Teil der Pfarre Dölsach. Im 18. Jahrhundert gab es in Dölsach einen eigenen Kooperator für Grafendorf, der an Sonn- und Feiertagen dort die hl. Messen zu lesen hatte. 1786 wurde es in den Rang einer selbständigen Seelsorge erhoben (Lokalkaplanei) mit einem ortsfesten Seelsorger. Ein Jahr vorher war bereits St. Helena in Nußdorf verloren gegangen, das ebenfalls zur Lokalkaplanei aufstieg und einen eigenen Seelsorger erhielt. Damit waren Leisach, Bannberg (zusammen mit Leisach), Grafendorf und Nußdorf faktisch von Dölsach unabhängige Seelsorgestationen, kirchenrechtlich hingen sie aber noch immer am Nabel ihrer Mutterpfarre. Dieser Zustand wurd 1891 bzw. 1899 beendet, als sie alle zu Pfarren erhoben wurden. Seit dieser Zeit setzt sich die Pfarre Dölsach aus dem Gemeindegebiet von Dölsach und Iselsberg-Stronach zusammen.

Patronat

Heute erscheint es uns fast selbstverständlich, daß der Pfarrer vom zuständigen Bischof ernannt und in sein Amt eingesetzt wird. Dem war nicht immer so, wie die Ausführungen über Eigenkirchenwesen und Patronat gezeigt haben. Dölsach ist ein

Beispiel dafür. Als Landesherren beanspruchten die Grafen von Görz nachweisbar im 15. Jahrhundert das Patronat über die Kirchen und Pfarren in ihrem Herrschaftsbereich, ein Recht, das die Bischöfe von Salzburg aufgrund päpstlicher Entscheidung den Görzern zähmühsam einräumen mußten. In der Praxis bedeutete das folgendes: Wurde die Pfarre Dölsach durch den Tod des Pfarrers oder seinen freiwilligen Verzicht (das Pfarramt wurde ja auf Lebenszeit verliehen) vakant, so machte sich der Graf von Görz auf die Suche nach einem passenden Pfarrer und schlug dann dem Erzbischof von Salzburg seinen Kandidaten vor. Wenn nicht schwerwiegende kirchenrechtliche Gründe dagegensprachen, mußte der Bischof den Vorschlag annehmen und dem präsentierten Kandidaten das Pfarramt verleihen. Auf die Pfarrpfünde wies nicht der Bischof den frischgebackenen Pfarrer ein, sondern der Graf. So wurde es durch Jahrhunderte gehandhabt, nur daß 1500 die Tiroler Landesfürsten in der Rechtsnachfolge der ausgestorbenen Görzer das Patronatsrecht antraten. Sie übten es aber nicht selbst aus, sondern überließen es den Freiherren bzw. Grafen von Wolkenstein, ab 1653 dem königlichen Damenstift Hall, an welche die Herrschaftsrechte in den ehemals görzischen Gerichten Lienz, Lienzer Klaus, Virgen, Deferegg, Kals und Heinfels gleichsam verpachtet wurden. Als das Haller Damenstift 1783 aufgelöst wurde, fiel unter anderem auch das Patronatsrecht an den Staat. Erst 1938 wich das Patronat des Haller-Damen-Stift-Fonds über die Pfarre Dölsach der freien Verleihung durch den Bischof.

Politisch gehörte Dölsach zu dem seit dem 11. Jahrhundert sich herausbildenden Herrschaftsbereich der Grafen von Görz, der Grafschaft Görz, die im Jahre 1500 zum Teil der Grafschaft Tirol einverleibt wurde. Kirchlich gehörte Dölsach zur Erzdiözese Salzburg, die in Pfarren und Archidiakonate unterteilt war. Die salzburgischen Pfarren auf Osttiroler Boden (Dölsach, Lieuz, Aßling, Kals, Windisch-Matrei und Virgen) unterstanden dem Archidiakonate in Gmünd (Mallatal). Dem Umstand, daß der Archidiakon oder Erzpriester von Gmünd die Pfarre Dölsach beaufsichtigte, verdanken wir reiches geschichtliches Material über Dölsach, das im Pfarrarchiv Gmünd aufbewahrt wird. Die uns heute vertraute Dekanatsenteilung führte die Erzdiözese erst 1624 ein, damals wurde Dölsach zum Dekanat Lienz geschlagen, dem wiederum das Archidiakonate Gmünd übergeordnet war (1788 aufgelöst). In den napoleonischen Kriegen ging es mit Salzburgs Herrlichkeit zu Ende. Der Staat, das geistliche Reichsfürstentum Salzburg, hörte zu existieren auf, die Erzdiözese Salzburg schrumpfte. Ihre Osttiroler Pfarren wurden 1808 und 1814 der Diözese Brixen provisorisch, 1818 definitiv zugeteilt. Mit der Errichtung der Apostolischen Administration Innsbruck-Feldkirch im Jahre 1921 wurde auch Osttirol von Brixen abgetrennt. Die Apostolische Administration stieg 1964 zur Diözese Innsbruck auf.

Hoher Besuch

Wir aber wollen, nachdem die wichtigsten Rechts- und Verwaltungszusammenhänge

geklärt sind, die seelsorgliche Praxis in der Pfarre Dölsach zu erhellen versuchen. Die wenigen erhaltenen mittelalterlichen Urkunden (Weihe-, Ablass- und Stiftungs-urkunden) geben in dieser Hinsicht wenig her. Auf die Nachwelt ist aber ein einzigartiges Dokument überkommen, die Reisetagebücher des Paolo Santonino aus den Jahren 1485 bis 1487. In ihnen wird uns das pralle mittelalterliche Leben, mit vielen liebevollen Details gespickt, vor Augen geführt. In jenen Jahren schickte der Patriarch von Aquileja den Pietro Carlo, Bischof der kleinen Lagenenstadt Caorle, auf eine Dienstreise in die Alpen. Zweck des pastoralen Ausflugs war es, neue Kirchen zu weihen, im Zuge des Türkeneinfalls geplünderte Altäre und Kirchen wieder zu weihen, allerortens die Firmung zu spenden und gleichzeitig den Ortsklerus zu überprüfen. Begleitet wurde Pietro Carlo von Paolo Santonino, einem Juristen und Laien aus Mittelitalien, der in gehobener Position in der Patriarchatskanzlei arbeitete. Mit dem scharfen Blick des weltgewandten, lebensfrohen und wachen Italieners betrachtete Santonino die ihm fremdartige Welt in den Alpen stets hereit, historische und »geschmackige« Details aufzuschnappen, und vertraute seine Eindrücke einem Tagebuch an. Offensichtlich war auch der Salzburger Erzbischof an der Tätigkeit des Bischofs aus Caorle interessiert, denn er bat ihn in seine Diözese. Und so führte der Weg des bischöflichen Gefolges unter anderem in die salzburgische Pfarre Dölsach.

Am 11. Oktober 1485 reitet die italienische Reisegruppe von Lavant kommend in Nußdorf ein, wo sie im adeligen Anstalt der Brüder Christopher und Jakob Nußdorfer ein Nachtquartier findet. Am nächsten Tag weiht der Bischof Chor und Altar der Filialkirche St. Helena. Nach einem uppigen Essen geht es zur Firmung. Ihr wohnen Graf Leonhard von Görz und seine Frau Leonore von Gonzaga mit 40köpfigem Gefolge bei und gehen dem ganzen den Anstrich eines Staatsaktes.

Nachmittags brechen Bischof Carlo und seine Mannen nach Dölsach auf. Dort sticht Santonino Burg Walehenstein (er nennt es »Boitenstein«) ins Auge. Von ihr wissen die Einwohner zu erzählen, sie sei auf Geheiß der alten Grafen zerstört worden, die dort hausenden und die Umgebung plündernden Räuber habe man festgenommen. (Diese Legende darf man nicht für bare Münze nehmen, der wahre Kern dürfte ein Konflikt eines lokalen Adelsgeschlechts mit den Görzer Grafen sein, das dann als »Ränbergsgesinde« abgestempelt wurde; jedenfalls war Burg Walehenstein bereits damals zur Ruine verkommen). In Dölsach empfängt Bischof und Begleitung ein stattlicher, frohgemuter und gehildeter Pfarrer, der seine Gäste gut zu bewirten weiß. Doch lassen wir Santonino selbst zu Wort kommen: »Wir betraten das Haus des h. w. Herrn Ortspfarrers Leonhard Fruscherger (=Foursberger), der uns manche Gänge vorsetzte, unter denen frische Fische gewiß nicht fehlten. Als Konfekt setzte er uns Nüsse, Birnen und Pfirsiche vor, die wir als Überraschung mit Gost aßen. Die Pfirsiche waren im Tale selbst geerntet. Sie waren allerdings klein und ohne Geschmack, in keiner Hinsicht mir den unsern zu vergleichen. Der Gastgeber selbst ist

wohlbeleibt, fröhlich und gut, vor allem reich und mit allem versehen; er hat auch eine mit religiösen Büchern wunderbar ausgestattete Bibliothek und versteht etwas vom Kirchenrecht. Wir tranken aus seinen zwei silbernen Bechern, die vergoldet und hohen Preises sind.«

Am nächsten Morgen weiht Bischof Carlo, wie Santonino zu berichten weiß, den Chor bzw. die Kapelle des hl. Martin zu Dölsach zusammen mit dem Hauptaltar und einem Nebenaltar zu Ehren des hl. Johannes des Täufers; in diesem werden auch einige Reliquien bestattet, nämlich von den hl. Sieben Brüdern und der hl. Felizitas, ebenso Steine von der Krippe des Herrn und Erde von jenem Platz, wo die Jungfrau Maria in den Himmel aufgefahren ist. Dann schreitet man zu einem opulenten Mittagmahl mit mehreren Gängen. Santonino gustiert dabei ein Gericht aus Mehludeln, die in Milch und fetter Suppe gekocht werden. Danach beginnt wieder der Dienst: »Nach dem Essen spendete der Bischof vielen Gläubigen jeden Geschlechts und jeden Alters die Firmung«.

Bald darauf verläßt die Reisegesellschaft Dölsach und macht sich in Richtung Lengberg auf den Weg. Firmungen waren im übrigen damals kirchliche und gesellschaftliche Großereignisse, denn ein Bischof verirrte sich nur alle heiligen Zeiten ins Land, um das Firmsakrament zu spenden. Die Zahl der Firmlinge ging in die Hunderte.

Streiflichter aus der Seelsorge

Obleich es dem Mittelalter an häretischen (ketzerischen) Bewegungen nicht gemangelt hatte, konnte das abendländische Christentum mit seiner katholischen Kirche die Glanzheime bewahren. Die vielen Mißstände in der Kirche, vor allem an der Spitze, im Papsttum, riefen Kritik und letztlich heftige Opposition gegen die kirchliche Autorität hervor. Luthers und anderer Reformatoren Lehre sprengte das gemeinsame Haus Gottes und ließ neue Kirchen entstehen, die gleichfalls beanspruchten, im Besitz der Wahrheit zu sein. Erfüllt von sozialen Unterströmungen, geschoben und gestoßen von politischen Interessen erstickte die christliche Religion in einem Schwall von Haß und Intoleranz. Auf die recht erfolgreich agierenden protestantischen Kirchen und Glaubensgemeinschaften reagierte die Kirche in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts mit inneren Reformen und Selbstbesinnung und baute zusammen mit den katholischen Fürsten eine ideologische Front der Gegenreformation auf, die — wie ihre Gegner — mit recht handfesten Argumenten vorging.

Dem katholischen Tirol setzten nicht so sehr die Lehren Luthers und seiner Anhänger zu. Gefürchteter war die Wiedertäuferbewegung, eine von Katholiken und Protestanten gleichermaßen gehetzte Sekte, die vor allem im Pustertal großen Zulauf hatte. Zu den Wiedertäufern zählten die vom Tiroler Jakob Hutter begründeten und nach ihm benannten Hutterischen Brüder, die gefährliche gesellschaftspolitische Vorstellungen (z. B. gemeinschaftliches Eigentum) zu verwirklichen suchten und

daher von den katholischen Fürsten blutig verfolgt wurden.

Protestantische Einflüsse lassen sich in Dölsach direkt nicht nachweisen, aber auch hier wurde der Abwehrkampf von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit vorgetragen. Mißstände wueherten zweifellos, wie ein noch zu schilderndes Beispiel zeigen wird. Schon in der frühmittelalterlichen Kirche waren das Zölibat (Ehelosigkeit) und die geschlechtliche Enthaltsamkeit des Klerus religiöses Ideal und Gebot, das sich aber nur schwer durchsetzen ließ. Noch im 16. Jahrhundert war ein Großteil des Oberkärntner Klerus verheiratet oder lebte in einer Geheimhe mit einer Frau zusammen (Konkubinat). Die Gläubigen stießen sich nicht daran, selbst manchem Kirchenoberen war ein verheirateter, aber frommer Priester genehmer als ein unverheirateter, der seine Seelsorgepflichten nur schlampig wahrnahm.

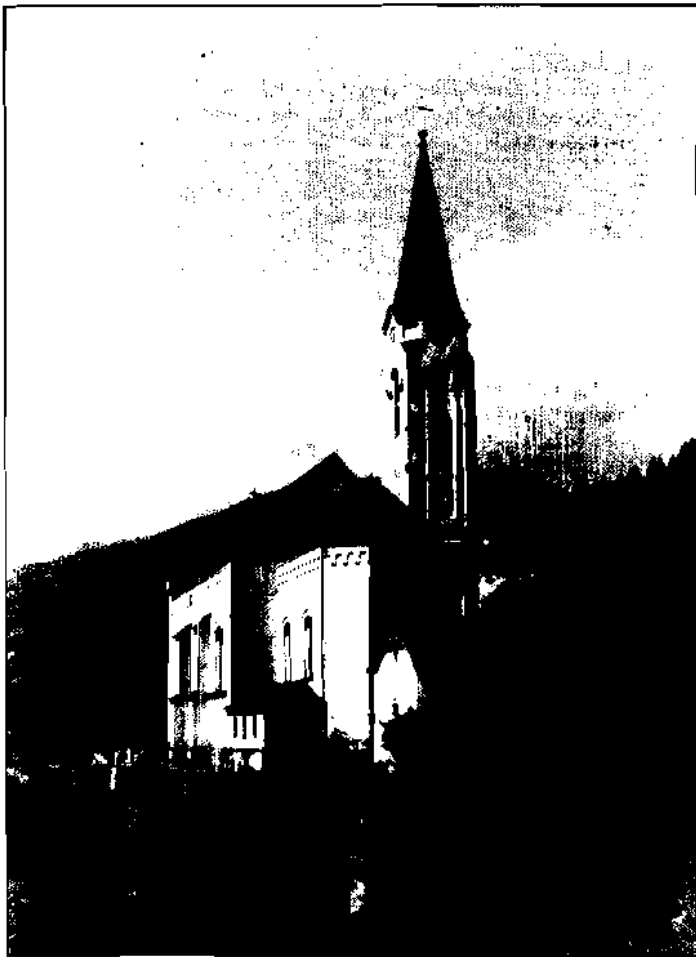
Für einen handfesten Skandal sorgte 1565 der Lienzer Pfarrer Coloman Pranter, der selbst verheiratet war und der lutherischen Lehre zuneigte. Das Faß zum Überlaufen brachte er, als er in einer feierlichen Hochzeitszeremonie, zu der mehrere Geistliche der Umgebung geladen waren, seine Tochter dem Dölsacher Gesellpriester (Kooperator) Ven Widerguet zur Frau gab. Die Obrigkeit reagierte prompt und verjagte Pranter und Widerguet von ihren Ämtern.

Vom Dölsacher Pfarrer Florian Gasser, dem 1612 die Pfarre Dölsach verliehen wurde, wissen wir, daß er bis 1606 mit einer Frau im Konkubinat zusammengelebt hatte; diesem Verhältnis entsprossen zwei Kinder. Vom weiteren »sittlichen« Verfehlungen von Dölsacher Pfarrern hören wir nichts mehr, weil es ja der katholischen Kirche im Laufe des 17. Jahrhunderts gelungen ist, mit der Priesterehe und mit dem weithin geduldeten Konkubinat gründlich aufzuräumen.

Protestantischer Gesinnung wurde, vermutlich zu Unrecht, Widerguets Nachfolger als Dölsacher Hilfspriester, Lazarus Löckher, verdächtigt. Ihn wurde vorgeworfen, bei der Messe die Namen der Heiligen ebenso die Elevation (=Emporhebung von Kelch und Hostie beim Meßopfer) samt Konsekration auszulassen, in den Häusern der Kranken zu zelebrieren und die Taufe in deutscher Sprache zu spenden. Löckher, der sich deswegen in Gmünd vor den Erzpriester verantworten sollte, wurde in Dölsach der Boden zu heiß und er setzte sich nach Oberdrauburg ab, wo seine seelsorgliche Tätigkeit mehr Verständnis und Rückhalt fand.

Wie sehr die Reformation die katholische Kirche verunsichert hatte, zeigte sich deutlich im Streit um den Laienkelch, der Kommunion in beiden Gestalten. Aus praktischen und theologischen Gründen hatte sich im 13. und 14. Jahrhundert die Kommunion allein in der Brotgestalt durchgesetzt. Im 16. Jahrhundert war der Laienkelch auf Drängen katholischer Theologen und Fürsten vom Papst geduldet worden.

Als aber die Doppelkommunion immer mehr zum Kennzeichen des Protestantismus wurde, kehrten viele Katholiken zu früheren Praxis zurück, der Laienkelch wurde vom Papst wieder verboten. Auch in Döls-



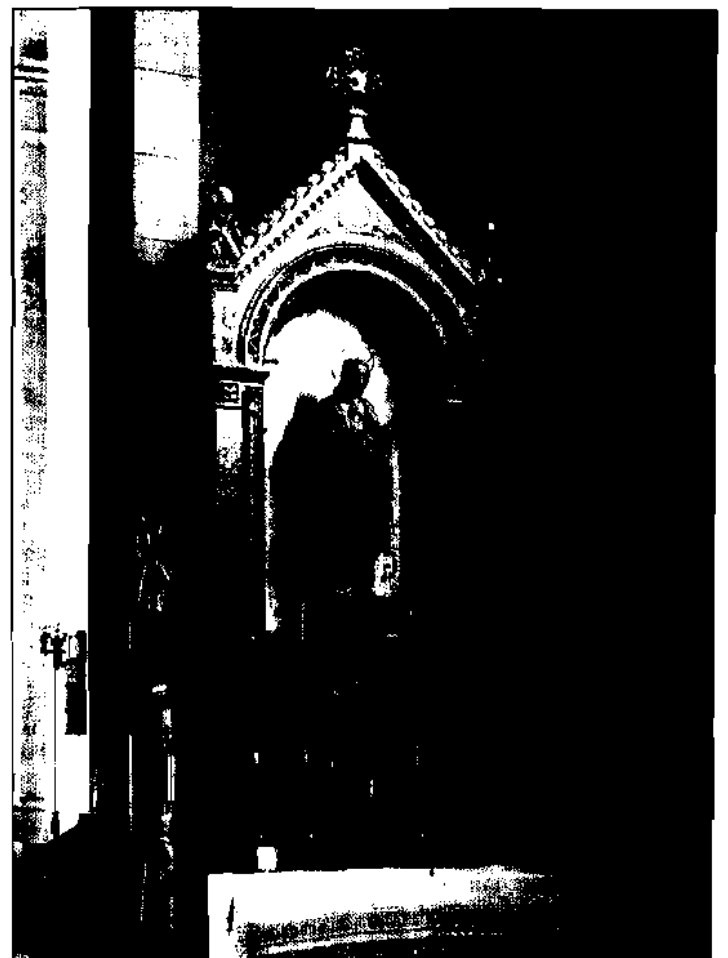
Die Pfarrkirche vom Osten aus gesehen.



Ein Blick in das Kircheninnere vor der Renovierung.



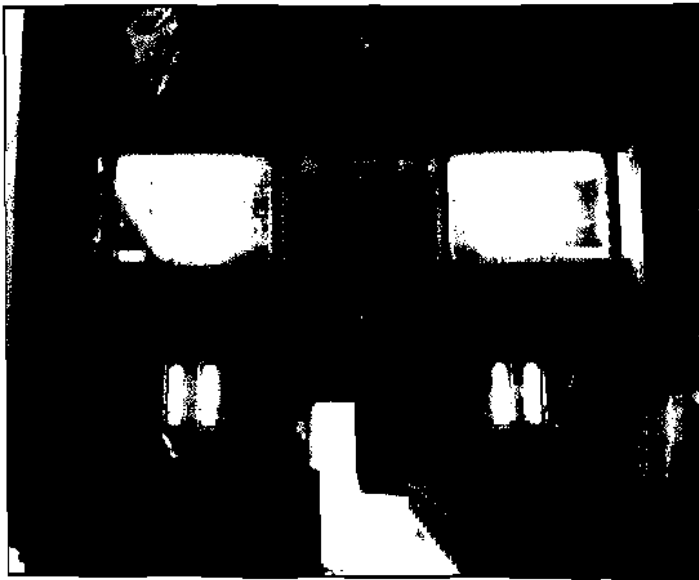
Der alte linke Seitenaltar.



Der rechte Seitenaltar vor der Umgestaltung 1961.



Dölsach und seine Pfarrkirche in der Zwischenkriegszeit.



Das Kircheninnere gegen Westen vor der Renovierung.



Das frühere Altarbild »Der Tod des hl. Martin« von Josef Arnold d. Ä. (1861).



Franz von Defregger »Die hl. Familie« (1873).



Im Zuge der Renovierung 1960/62 wurde das Gotteshaus innen kräftig modernisiert.

sach drängten um die Mitte des 16. Jahrhunderts Gläubige darauf, die Kommunion unter beiderlei Gestalten zu empfangen und stießen dabei auf die Opposition ihres Pfarrers Hieronymus Hueber, während der Lienzer Vikar dafür eintrat. Bereits 1571 gab es laut Augenzeugenbericht in dieser Frage — zumindest nach außen hin — keine Schwierigkeiten mehr.

Als sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die politische Lage beruhigte, das große Abschlagen des Dreißigjährigen Krieges zur Erinnerung verblaßte, begannen im katholischen Bereich die Reformmaßnahmen zu greifen, wandte sich die Kirche stärker ihren seelsorglichen Aufgaben zu, auch wenn sie auf ihre weltlichen Machtpositionen nicht verzichtete. Die Unterstützung der katholischen Fürsten im Kampf gegen den Protestantismus hatte sich die Kirche allerdings teuer erkauft, der Staat mischte in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten kräftig mit. Thron und Altar fanden zueinander, die Kirche stützte den Staat, der Staat die Kirche. Durch intensive Betreuung, aber auch Überwachung der Gläubigen und eine bessere Ausbildung des Klerus gelang es dem Katholizismus, besonders die Landbevölkerung für sich einzunehmen. Eine rege, verinnerlichte, aber auch der äußeren Prachtentfaltung zuneigende Volksfrömmigkeit entfaltete sich, die in Österreich noch heute nachwirkt.

Die Feier der hl. Eucharistie im Rahmen der Messe ist ein zentrales Anliegen christlicher Glaubensüberzeugung, mit der an den Opfertod Christi erinnert wird. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der Gottesdienstordnung einer Pfarre, die von der geistlichen Obrigkeit überprüft wurde, zentrales Augenmerk geschenkt worden ist. So wurde 1615/16 anlässlich der ersten Generalvisitation in der Pfarre Dölsach die Messenordnung verzeichnet. In der Pfarrkirche selbst wurde an einzelnen Sonn- und Feiertagen, an Patrozinien und am Kirchweihfest Messe mit Predigt gefeiert. Mehr als zwei Messen in der Woche wurden nicht gehalten. Mit Ausnahme von St. Helena in Nußdorf, wo Sonntagsmessen üblich waren, fanden in den Filialkirchen nur an ihren Patroziniums- und Kirchweihfesten Messen mit Predigt statt. Wenige Jahre später, 1622, war das Angebot an Messen schon etwas reicher: In der Pfarrkirche St. Martin gab es an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen im Monat, unter der Woche drei bis vier Messen; St. Margareth brachte es auf sechs Messen im Jahr. St. Helena in Nußdorf hatte an jedem dritten Sonntag und an einzelnen Donnerstagen eine Meßfeier, die Kirche St. Georg an einzelnen Samstagen.

Während sich die Reformatoren vor allem auf das in der Hl. Schrift lebendige Wort Gottes beriefen, betonte die katholische Kirche die Heilswirkung der Sakramente. Hinsichtlich des Sakramentenempfangs und der Sonntagsheiligung durch den Meßbesuch griff man nicht ungerne auf den staatlichen Kontrollapparat zurück, der die zur Pflicht erhobene österliche Beichte und Kommunion überprüfte, verließ sich aber auch innerhalb der kleinen Dorfgemeinden auf die gegenseitige soziale Kontrolle, so daß ein »Abtrünniger« oder »Ungehorsamer« bald bloßgestellt war. Genau wurde über

die Seelsorge Buch geführt. So ist dem »status animarum« (Seelenbeschreibung) der Pfarre Dölsach aus den Jahren 1697/98 zu entnehmen, daß 1600 Gläubige die Osterkommunion empfangen hatten, 58 eheliche und 5 uneheliche Kinder getauft, 13 Paare getraut und 51 Menschen christlich begraben worden waren. Ungehorsame und Häretiker bereiteten dem Pfarrer kein Kopfzerbrechen, denn es gab keine in der Pfarre Dölsach. Anlässlich einer Generalvisitation in der Herrschaft Lienz konnten geistliche und weltliche Obrigkeit mit offensichtlichem Wohlwollen feststellen: »In Glaubenssachen, Andacht und Frequentierung der Sakramente sei der Untertan zu beloben und keine Bedenklichkeiten vorzufinden ... es sei vergnüglich, daß der Untertan im christlichen Leben sich unklagbar verhalte«.

Manchmal hinkte die religiöse Praxis der katholischen Lehre ihrem Gebot allerdings nach. So vermerkten 1660 gestrenge Visitatoren, daß erst der jetzige Pfarrer, Johann Georg Sauter, das Sakrament der letzten Ölung wieder eingeführt habe.

Wegen der Stolgebühren gerieten sich Pfarrgemeinde und Pfarrer mitunter in die Haare. So wurde 1614 Pfarrer Florian Gasser von den Gläubigen vorgeworfen, sich nicht an die bischöfliche Stolgebührenordnung zu halten und bei Taufen, Beichten und Begräbnissen überhöhte Beiträge zu berechnen. Laut Urbar, das Pfarrer Nikolaus Miniger (verstorben 1636) angelegt hatte, stand dem Geistlichen für eine Taufe ein Maß Wein oder der entsprechende Geldbetrag zu; die Taufe eines unehelichen Kindes kostete mehr — einen Taler. Anlässlich der Ostertaufe galten eigene Tarife. Für die ersten drei Kinder, die in das Taufbecken gehoben wurden, ging ein Kitz oder ein Lamm an den taufspendenden Pfarrer. Die Verkündigung einer Hochzeit machte drei Kreuzer aus. Anlässlich der Trauung mußten die Brautleute dem Geistlichen ein Mahl spendieren. Für die (damals noch übliche kirchliche) Verlobung, Votivmessen, Totenmessen (am siebten und dreißigsten Tag nach dem Tod), Fürbitten von der Kanzel für kranke und verstorbene Personen, den Verschlag zu Schwererkranken gab es jeweils eigene Sätze. Die Armen mußten weniger oder gar nichts bezahlen.

Da viele Kinder (und auch ihre Mütter) bei oder kurz nach der Geburt starben, mußte die Taufe bald gespendet werden. Neugeborene wurden in der Regel am Tag ihrer Geburt aus der Taufe gehoben, Hebammen und Frauen lateten gut darauf, mit der Nottaufe vertraut zu sein. 1690 schärfte der bischöfliche Visitor dem Pfarrer Hofstätter ein, die Frauen von der Kanzel aus zu unterweisen, wie die Nottaufe zu spenden sei. Der Pfarrer möge auch dafür sorgen, daß die Kranken von sich aus die hl. Ölung verlangen. Wie wichtig den Gläubigen gerade dieses Sakrament war, geht aus einem Beschwerdebrief des Jahres 1719 hervor, den die Pfarrgemeinde an Pfarrer Ranaeher richtete: »... einen guten Seelsorger soll es obliegen oder angelegen sein lassen oder sich dahingehend befleißigen, die Seelen zu retten und ihnen besonders in der Sterbestunde heizuspringen und ihnen das Sakrament zu bringen. Aber es hat sich ergeben vor einiger Zeit, daß der Pfarrer keine Zeit hatte, unserem Chri-

stian Deml zu Nußdorf das Sakrament zu bringen, wo er doch sterbenskrank war und so mußte er eben ohne Sakramente sterben, weil auch der Kooperator im Widum nicht zu erreichen war. Ferner müssen die Kindbetterinnen vier- oder fünfmal kommen, bevor sie ausgesegnet werden«.

Allerdings muß man die Dölsacher Seelsorger in Schutz nehmen, denn alzu leicht könnte der Eindruck entstehen, sie wären zu nachlässig gewesen. Der ihnen anvertraute Weinberg Ginttes war groß, die Wege lang und der geistlichen Schäfschen waren ihrer viele. Die häufigen Verselhänge zu den Kranken, besonders wenn Epidemien wie Kindblattern, Pocken oder Ruhr die Pfarre heimsuchten, rissen nicht ab und rieben die Seelsorger auf. Vom stillen und zähen Kampf der Dölsacher Seelsorger um das Seelenheil ihrer Gläubigen können wir fast nichts erzählen, darüber schweigen sich die schriftlichen Quellen mehr als über Mißstände und menschliche Unzulänglichkeiten. Und ist — schließlich — die Kirche nicht auch von dieser Welt?

Religiöses Brauchtum

Werfen wir abschließend noch einen schnellen Blick auf Andacht und religiöses Brauchtum in der Pfarre Dölsach. Die Volksfrömmigkeit fand ein reiches Angebot an Prozessionen, Kreuzgängen, Andachten und religiösen Bruderschaften vor. Wie stark früher die Gläubigen von der Kirche religiös gefordert und zeitlich eingespannt wurden, läßt eine Aufstellung der Dölsacher Kreuzgänge aus dem Jahre 1676 erahnen: Am Mittwoch nach Ostern ging es zum Ulrichskirchlein in Amlach. An drei Samstagen nach Ostern zog man nach St. Michael in Lienz, am Markustag nach St. Margaretha in Unterdölsach, am Florianitag nach Grafendorf. Am Bittsonntag blieb man in Dölsach, am Dienstag wurde Leisach, am Mittwoch Oberlienz, am Pfingstmittwoch St. Margaretha aufgesucht; am Samstag nach Pfingsten marschierte die Kirchengemeinde den weiten Weg nach Innichen. Am Paulstag war eine Wallfahrt nach Schläiten angesetzt.

Dem reichen Prozessions- und Wallfahrtswesen setzte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Staat zu, worüber die kirchliche Obrigkeit nicht ganz unglücklich war, weil insbesondere die Wallfahrten zu recht weltlichen Dingen mißbraucht wurden. 1754 versuchte der Lienzer Dekan, die »auswärtigen Kreuzgänge« abzustellen, weil dabei »wenig Andacht verspührt und viel Unordnung und Laster getrieben werden«. 1772 verbot Kaiserin Maria Theresia alle Prozessionen auf dem Land, bei denen die Wallfahrer über Nacht ausbleiben mußten. Ihr Sohn, Kaiser Joseph II., besaß vom Wohl für seine Untertanen, das natürlich nur von der Obrigkeit ausgehen konnte, geprägt von einem starken Nützlichkeitsdenken, griff noch viel stärker als seine Mutter in das religiöse Leben ein. »Unnütze« Orden, Klöster und Kirchen wurden aufgehoben, neue Seelsorgestationen auf dem Verordnungswege errichtet, die religiösen Bruderschaften, die in jedem Dorf zu finden waren, aufgelöst, Prozessionen und Wallfahrten stark eingeschränkt. Obgleich die josephinische Kirchenpolitik wichtige und wegweisende Reformen in der

Kirche einleitete, drohte sie in vielen kleinlichen Vorschriften zu ersticken, die das religiöse Empfinden des einfachen Mannes verletzen. So wurde unter anderem das Weiterläuten verboten. Vieles, das der Kaiser verurteilt hatte, stieß bei Klerus und Volk auf hinhaltenden Widerstand und war nicht durchzusetzen, manches nahm der Kaiser vor seinem Tod selbst zurück. Danach normalisierte sich das kirchliche Leben wieder, in der napoleonischen Ära von den laizistischen gesinnten bayerischen und französischen Besatzern gestört, aber nicht nachhaltig beeinträchtigt. 1798 stiftete die Pfarrgemeinde Dölsach das 40-stündige Gebet, das an den drei letzten Faschingstagen angesetzt war. Im selben Jahr wurde die Skapulierbruderschaft gegründet.

Vermögensverhältnisse

Bevor das Baugeschehen rund um die Pfarrkirche Dölsach zur Sprache kommen soll, muß noch kurz auf die Vermögensverhältnisse eingegangen werden. Denn von etwas müßten Kirche und Kultus unterhalten werden, auch der Pfarrer und sein Hilfspriester arbeiteten nicht für Gottes Lohn allein. Wie wir bereits erfahren haben, unterschied man grundsätzlich zwischen Pfarrfründe und Kirchenfabrik. Die Pfarrfründe wurde dem Pfarrer auf Amtszeit zur freien Nutzung überlassen. Vor ihr und den Stolgebühren mußte ein Pfarrer praktisch leben. Wie der Adelsstassion des Landgerichts Lienz von 1775 zu entnehmen ist, zählte selbstverständlich das Widum zur Pfarrfründe. Es bestand aus Wohn- und Wirtschaftsgebäude und umfaßte fünf Stuben, eine Küche, zwei Kammern (alle diese Zimmer konnten nur mit zwei Kaminen beheizt werden), zwei Speisekammern, je einen Wein- und Krankkeller, zwei größere und zwei kleinere Ställe und einen Obstbehälter. Zu dieser Zeit führten die Pfarren keinen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb mehr, der zum Widum gehörende Maierhof war bereits verpachtet. Um das Haus erstreckten sich fünf kleine Gärten mit einigen wenigen Obstbäumen. Die verstreut liegenden Acker, Wiesen und Weiden der Pfarrfründe machten in etwa 11,5 Hektar aus. Hinzu kamen drei kleine Wälder im Debantal. Weiters besaß die Pfarrfründe das Recht, die Planitzenalm und die Gaimberger Alm mit jeweils zwei Rindern zu bestoen. Auch ein Mühlenrecht am Dölsacher Bach stand ihr zu.

Die Pfarrfründe war ein kleiner Grundherr, ihr sogenannter Urbarbesitz (Höfe oder Liegenschaften, die gegen eine jährliche Grundrente an Bauern verpachtet waren; dieser grundherrliche Besitz ging durch die Grundentlastung der Jahre 1848/49 gegen Entschädigung verloren) lag in den umliegenden Gemeinden ein und war nicht allzu groß. Eine wichtige Einnahmequelle war der Zehent, der — jeweils in seiner Höhe fixiert — von den Grundbesitzern in Leisach, Ober- und Untergaimberg, Ober- und Unternaßdorf, Debant, Görtsch, Stribach, Iselsberg, Stronach, Dölsach, Gödnach und Görttschach bezogen wurde.

Für den Unterhalt des Kooperators, den der Pfarrer anzustellen hatte, durfte den bauerlichen Grundbesitzern die sogenannte Kooperatorensammlung abverlangt werden.

Jeder Bauer hatte jährlich eine je nach Größe des Hofes gestaffelte Naturalabgabe — Hafer, Käse, aber auch »Reisten« (= Flachs) — zu leisten. Nur in Dölsach war statt des üblichen Hafers usw. von den Bauern insgesamt 10 Fuder Erlenholz abzuliefern. Durch Grundzinsen, Zehnten und Kooperatorensammlung gingen alljährlich mehrere Tonnen Getreide (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer vor allem, aber auch etwas Hirse und Buchweizen) im Widum ein oder der entsprechende Geldwert; hinzu kamen einige Lämmer, Kitz, über ein Dutzend Hühner und hunderte Eier, weiters standen dem Pfarrer von bestimmten Höfen Arbeitsleistungen zu: insgesamt 7 Tage zum Mähen, 8 Tage zum Heurechen und 2 Tage zum Heuführen. Alles in allem konnte sich die Pfarrfründe sehen lassen und nährte ihren Mann.

Daneben nahm sich die Dölsacher Kirchenfabrik ärmlich aus. Sie hatte keinen nennenswerten Grundbesitz, auch der grundherrliche Urbarbesitz war eher klein und die Einnahmen gering. Das Geldkapital, das der Kirche im Laufe der Jahrhunderte durch Opfergelder, Spenden und Stiftungen zugewachsen war, läpperte sich auf rund 6.000 Gulden, die an diverse Bauern gegen Zins ausgeliehen waren. Wie überhaupt die Kirche im ländlichen Raum ein wichtiger Kreditgeber war. Die Verwaltung der Kirchenfabrik lag in Dölsach bereits im Mittelalter in den Händen zweier Zechleute oder Zechpropste, die von den Pfarrangehörigen gewählt wurden. Später wurde deren Funktion von einem Kirchpropst versehen.

Mit dem Kirchenvermögen mußten das Kirchengebäude und der Kultus unterhalten werden, was aber bei weitem nicht ausreichte, so daß Patronatsherr und Pfarrgemeinde bei allen größeren Aufwendungen finanziell in die Bresche springen mußten. Die Schule in Dölsach, die wesentlich älter ist als die das Pflichtschulwesen auf breiter Front forcierte Maria-theresianische Schulreform von 1774 (Dölsacher Schulmeister begegnen uns bereits im 17. Jahrhundert), galt als eine der wenigen »Pfarrschulen« im heutigen Bezirk Lienz. Das 1776/82 errichtete Schulgebäude wurde aus Mitteln der Gemeinde, der Kirchenfabrik und aus Spendengeldern finanziert, zu späteren Aushaften schloß der Patronatsherr das gesetzlich übliche Patronatsdrittel bei. Das Schulhaus auf dem Iselsberg hingegen hatte die dortige Gemeinde auf eigene Kosten.

Die meisten Dölsacher Pfarrer hatten einen Hilfspriester (Kooperator) angestellt, der ihnen bei der Seelsorge zur Hand ging. Eine feste und finanziell dotierte — mittels der Kooperatorensammlung — Kooperatorstelle wurde erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingerichtet, nachdem Grafendorf wieder in den Pfarrverband zurückgekehrt war. Des Hilfspriesters Aufgabe war es in erster Linie, letztgenannte Gemeinde seelsorglich zu betreuen.

Die Einsamkeit und der hohe Arbeitseinsatz, den eine so weitläufige Pfarre wie Dölsach abverlangte, verschärfen menschliche Konflikte. Nicht selten warfen die Kooperatoren ihren Vorgesetzten Kleinlichkeit und Geiz, die Pfarrer ihren Untergehen leichtfertiges Treiben, Nachlässigkeit und Trunksucht vor.

Die Pfarrkirche zum hl. Martin

Alle Bauphasen der Dölsacher Pfarrkirche lassen sich anhand der schriftlichen Quellen nicht mehr rekonstruieren. Greifbar wird für uns erst das gotische Gotteshaus, dem sicher ein im romanischen Stil erbautes vorausgegangen ist. Als 1485, wie bereits berichtet, Bischof Carlo in Begleitung Santoninos Dölsach aufsuchte, fand er ein im Bau befindliches Kirchengebäude vor, dessen Chor samt Hauptaltar und Nebenaltar er weihte. Das 15. Jahrhundert, mit dem ein starker wirtschaftlicher Aufschwung und eine Zunahme der Bevölkerung einherging, war ein Säkulum des Kirchenbaus — kaum eine Kirche, die zu dieser Zeit nicht neu erbaut oder zumindest umgebaut und vergrößert wurde.

Noch haben wir uns das Dölsacher Kirchengebäude als einzige große Baustelle vorzustellen. erst Jahrzehnte später war es fertiggestellt. Den Aufzeichnungen des Berthold Pnerstinger, Bischof von Chiemssee, ist zu entnehmen, daß er am 7. Juni 1516 die St. Martinskirche zusammen mit zwei Altären geweiht habe. Der eine dieser Altäre stand in der Mitte der Kirche und wurde zu Ehren der fünf Wunden Christi, der hl. Vierzehn Nothelfer und des hl. Wolfgang geweiht; der andere erhob sich auf der Empore, ihn weihte der Bischof zu Ehren der Heiligen Sebastian, Florian, Anna, Elisabeth und Magdalena. Das Kirchweihfest wurde aus diesem Anlaß auf den Sonntag nach dem Fest Johannes des Täufers (24. Juni) verlegt. Erst 1439 war der Sonntag vor dem Fest der hl. Margaretha (12. Juli) als Weihetag bestimmt worden. 1521 weihte der Chiemssee Bischof den Friedhof der Kirche.

Den Visitationsprotokollen ist bruchstückhaft zu entnehmen, wie die gotische Kirche außen und vor allem innen ausgesehen hat. 1524 ist nur die Rede von einer Pfarre St. Martin, die zu besetzen der Salzburger Erzbischof berechtigt sei, die Absenzgebühr betrage 32 Pfund. (Die Absenzgebühr mußte jener Pfarrherr bezahlen, der sich nicht an seinem Pfarrort anhielt und die seelsorglichen Aufgaben durch einen Seelsorger, einen sogenannten Vikar oder Leutpriester, versehen ließ. Es ist dies ein deutlicher Hinweis, daß im Mittelalter nicht alle Dölsacher Pfarrer sich nach Dölsach begaben, sondern nur die Pfarrfründe genossen, die Seelsorge nahm ein von ihnen besoldeter Leutpriester wahr.) Als Filialkirchen von Dölsach werden 1524 bezeichnet; St. Margaretha in Dölsach; St. Helena in Nußdorf, wo die hl. Eucharistie aufbewahrt wird und die das Begräbnisrecht besitzt; dieselben Rechte kommen St. Bartholomä in Grafendorf zu; ebenso St. Margaretha in Bannberg; St. Michael in Leisach verfügt über Pfarrechte; den Leisacher »Pfarrer« schlugen die Freiherren von Wolkenstein vor, bestatigt wird er vom Dölsacher Pfarrer.

Mehr ins Detail geht ein Visitationsbericht aus dem Jahre 1614. In der Mitte der Kirche erhob sich der Kreuzaltar, der nach Ansicht der Visitatoren abgetragen werden sollte; weiters wurden ein Altar zu Unserer Lieben Frau, der Apostelaltar und — auf der Empore — der Altar zum hl. Georg

registriert. Das Allerheiligste war in einem Tabernakel aus Stein an der rechten Wand untergebracht. Das Taufhecken sollte mit einem versperzbaren Turmdach versehen werden. Der Beichtstuhl sollte aus der Nähe des Hauptaltars zur linken Kirchenmauer hin versetzt werden. In den Boden des Kirchenschiffes war ein marmornes Kreuz eingelassen, das die Visitatoren entfernt sehen wollten.

Laut Visitationsprotokoll des Jahres 1676 war Dölsach »ein reizender Ort«, seine geweihte Pfarrkirche schön und hell und mit vier Altären versehen: St. Martin, hl. Jungfrau Maria, St. Sebastian, St. Anna (auf der Empore); der steinerne Tabernakel hing noch immer an der rechten Kirchenwand. Vor dem Chor stach ein schönes Marienbild, das mit einem Rosenkranz geschmückt war, ins Auge.

1721 ging man daran, das Kirchengestühl zu erneuern; Pfarrer Martin Höfer (gest. 1743) spendete kurz vor seinem Tod einen neuen Altar für die Pfarrkirche. 1749 mußten die Glocken umgegossen werden, der Dachstuhl wurde erneuert.

Der weitläufigen und bevölkerungsreichen Pfarre (sie zählte 1772 einschließlich Grafendorf und Nußdorf 2.263 Seelen) wurde die Pfarrkirche zu klein. Daher entschloß sich 1763 die Pfarrgemeinde, das Gotteshaus zu erweitern. Zu diesem Zweck schrieb Pfarrer Johann Baptist Dindl ein Bittgesuch an den Patronatsherrn, das königliche Damenstift in Hall, worin der Platzmangel drastisch geschildert wurde:

»... die augenscheinliche Unmöglichkeit der Unterkunft in den Kirchen am Tag liegt, mithin dann ganz große Gefahren obhanden, daß denen schwangeren Weibern, denen kleinen, doch denen Gottesdiensten beizuwohnen schuldigen Kinder, auch alten und betagten Leuten ein Unglück geschehen könnte. Zudem habe der Mißstand eingegriffen, daß die Nußdorfer unter dem Vorwand, in der Dölsacher Pfarrkirche sei es zu eng, die Messen in Lienz besuchen.

Die gotische Kirche — so geht es aus dem Kostenvoranschlag hervor — maß 81 Wiener Schuh (1 Wiener Schuh = 0,316 m) in der Länge und 30 in der Breite; sie hatte gezählte 408 Sitzplätze. Das Kirchengebäude sollte nun nach Süden und Westen hin ausgebaut und erweitert werden. Nach den von Thomas Mayr, Maurermeister in Lavant, ausgearbeiteten Plänen sollte das neue Kirchenschiff 112 Schuh lang und 42 hoch sein, die Mauerstärke war auf 4 Schuh berechnet. An die 900 Kirchenbesucher sollten untergebracht werden. Der Kostenvoranschlag lautete auf 1.100 Gulden.

Im nächsten Jahr schritt man ans Werk; binnen drei Jahren war der Bau fertiggestellt. 1770 waren noch immer 1.000 Gulden an Baukosten offen, obgleich Kanzel und Seitenaltäre noch fehlten. Aus späteren Berichten wissen wir, daß dieses Kirchengebäude in der Westfront zwei Eingangstore hatte, im Inneren waren drei Bankreihen aufgestellt. Mehr über die Architektur dieser Kirche ist aus den spärlichen Dokumenten nicht herauszufiltern.

Die Decke des Presbyteriums schmückten Fresken des bekannten Tiroler Barockmalers Josef Anton Zoller.

Die Brandkatastrophe 1853

Ihres neuen Kirchengebäudes sollte sich die Pfarregemeinde Dölsach nicht allzulange erfreuen, denn am 29. August 1853 brach über das Dorf Dölsach eine Brandkatastrophe herein und legte die Kirche in Schlutt und Asche. Doch lassen wir einen Augenzeugen den genauen Hergang schildern. Am 30. August 1853 rapportierte der Bezirkshauptmann von Lienz seinem Vorgesetzten, dem Statthalter in Innsbruck: »Ich muß leider die sehr traurige Nachricht erstatten, daß gestern abends in Dölsach 11 Wohnhäuser, 9 Ökonomiegebäude und die Kirche ein Raub der Flammen geworden sind. Das Feuer ... brach gegen 7 Uhr abends am linken Bachufer in unteren Teile des Dorfes aus und verbreitete sich bei der herrschenden Trockenheit und, da alle Gebäude mit Heu und Getreide gefüllt waren, mit solcher Geschwindigkeit gegen die Kirche, daß wir, während wir mit den Spritzen in größter Eile dahin fuhren, ein Haus nach dem anderen und selbst die Kirche vom Feuer ergreifen sahen. Kaum an der Brandstelle angekommen, erscholl plötzlich die Kunde, daß im Hause des Wundarztes und Krämers Karabacher, dessen Dach schon brannte, ein Zentner Pulver liege, und eine Bewohnerin des Hauses erklärte dann, das Pulver sei unter dem Dache, es mußten daher Spritzen und Leute entfernt werden, um nicht zahllose Opfer beklagen zu müssen, bis endlich nach beiläufig einer Viertelstunde das Pulver mit einem furchtbaren Knall explodierte, der sogar in Lienz noch gehört wurde. Gott sei gedankt, daß kein Mensch dabei hesehädigt wurde ... Durch die äußerst tätige Hilfe der Bewohner von Lienz, Nikolsdorf und Tristach mit ihren Spritzen, sowie aller übrigen umliegenden Gemeinden ist es, ohne geachtet Mangel an Wasser herrschte, gelungen, die Weiterverbreitung des Feuers zu hindern und den Widum, das Wirtshaus und Ökonomiegebäude, welche schon zu brennen angingen, ganz zu erhalten; auch im Schulhause wurde nur der Dachstuhl verbrannt, das übrige gerettet, sowie auch in ein paar andern schon brennenden Häusern ein oder anderes Gemach noch gerettet wurde. Das Feuer dauerte bis 10 Uhr nachts, wo es bereits überall in der Tiefe war, und mit Tagesanbruch war wenigstens keine Gefahr für die übriggeliebten Häuser mehr vorhanden ... Ein größerer Teil der Häuser war assekuriert (= versichert), aber mit geringen Beiträgen.«

Am Tag darauf wußte der Lienzner Behördenchef bereits näheres über die Ursache des verheerenden Feuersturms zu berichten:

»Über die Ursache des Brandes konnte nichts anderes erhoben werden, als daß eine Magd im untersten Hause im Dorfe mit einer Handvoll feiner Holzspäne, wie sie beim Siebmachen abfallen, auf dem Herde anzündete und dann in den Stall ging. Da die Küchentür offen war, so trieb ein Windstoß solche brennende Späne durch den Kamin hinaus auf das Dach des nächst stehenden Futterhauses, welches dadurch sogleich in Brand geriet, und von wo aus sich das Feuer so schnell verheirerte, daß die Leute kaum ihr Vieh retten konnten und alles andere in Stich lassen mußten. In weniger Zeit als einer Stunde waren alle 20 Gebäude samt der Kirche in hellen Flammen. Die

Besitzer der abgebrannten Häuser waren alle assekuriert, nur haben einige in jüngster Zeit ihr Assekuranzkapital herabgesetzt, was zur Säge veranlaßte, als wären sie gar nicht assekuriert; indessen haben sie alle ihre Vorräte verloren, und der Ärmste unter ihnen, Mathias Steiner mit seinem Weibe, 7 Kindern und 2 Schwestern hat nicht einen Schuh oder Bissen Brot retten können ...

Das größte Unglück für die arme Gemeinde ist der Verlust der Kirche, welche samt dem Turm ganz ausgebrannt ist und deren Mauern ganz niedergerissen und neu aufgebaut werden müßten, da sie schon ganz geneigt stehen und also ein Dach nicht mehr tragen können. Die Kirche ist nur mit 5.000 Gulden Konventionsmünze assekuriert, und wenn auch das Patronatsdrittel erwirkt wird, so bleiben für diese verunglückte Gemeinde dennoch so viele Kosten zu decken übrig, daß es ihre Kräfte weit übersteigt.

Der Wiederaufbau

Das wütende Feuer hatte Dölsach arg verwüstet. Der Brixner Kreishauptmann schätzte die Kosten für den Wiederaufbau der Kirche auf rund 60.000 Gulden, den sonstigen Schaden im Dorf auf 67.000 Gulden. Trotz des fürchterlichen Schicksalsschlages mußte sich die Pfarregemeinde aufraffen, wieder eine Pfarrkirche zu bauen. Sie sah sich dabei vor die Alternative gestellt, die Mauern des ausgebrannten Kirchenschiffes abzureißen und eine völlig neue Kirche aufzurichten oder die noch stehenden, aber arg ramponierten Mauern in den Neubau zu integrieren, der Turm mußte ohnedies neu gebaut werden.

Die Pfarregemeinde entschied sich für die billigere Variante, einen gänzlichen Neubau glaubte sie finanziell nicht verkraften zu können. Unter Verwendung der Mauern des Langhauses sollte das Kirchengebäude errichtet werden, der Turm nur bis zur Höhe des Langhauses, also sechs Stockwerke hoch, aufgemauert werden. Michael Mayr, Baueleve beim Baubezirksamt in Brixen arbeitete die Pläne für die Dölsacher Kirche aus, er ist der — bisher unbekannte — Architekt dieses Bauvorhabens. Im März 1854 erklärten sich die Vertreter der eingepfarrten Gemeinden mit seinem Projekt einverstanden, und Baupläne (die leider nicht mehr erhalten sind), Baubeschreibung und Kostenvoranschlag wurden den amtlichen Instanzen zur Begutachtung und Genehmigung eingereicht. Das Gotteshaus sollte rund 1.000 Gläubige fassen, so viel wie bisher also, bei einer Gesamtbevölkerung von 1324 eingepfarrten Personen war das auch ausreichend. Es war vorgesehen, die alten ausgebrannten Langhausmauern zu verstärken und ihnen ein leichtes Latelgewölbe anzusetzen, das ans feuerpolizeilichen Überlegungen durch ein Ziegeldach geschützt werden sollte.

Von der Landesbaudirektion in Innsbruck, von der Pfarregemeinde selbst kamen bautechnische und architektonische Änderungswünsche: Die Stütz- und Strebe Pfeiler, die den Seitenwänden innen und außen Halt zu geben hatten, sollten verstärkt und jeweils miteinander verbunden werden, die Fassaden mehr dem angestrebten byzantinischen Baustil angepaßt werden,

statt des in der Westfassade vorgesehenen Rundfensters sollten die zwei Eckfenster des Altbaus erhalten bleiben, damit die Empore mehr Licht bekam. Die Gemeinde beantragte, statt des Lattengewölbes ein Steingewölbe aus Tuffstein, den man sich im nahen Kärnten besorgen wollte, zu errichten, das Dach statt mit Ziegeln mit Holzschindeln einzudecken. Die Landesbaudirektion erklärte sich mit allem einverstanden, schrieb aber vor, daß die Innenpfeiler mindestens einen 3/4 Fuß vorspringen und mittels durchreichenden Steinen und Schleudern mit den Außenpfeilern verbunden sein müßten. Die Innenpfeiler aus Quadersteinen sollten den verstärkten Gruten als Stütz- und Widerlager dienen, auf die dann ein Kreuz- oder Schildgewölbe aufzusetzen wäre.

Im März 1855 äußerte sich die Landesbaudirektion positiv zu den umgearbeiteten Bauplänen. Der Bauantrag — so die hohe Behörde — entspreche den Erfordernissen einer abseits der Landstraße gelegenen Kirche. Sie gewähre hinlänglich Raum, sei bequem, vor allem feuersicher, »und ihre äußere und innere, dem byzantinischen Baustil angehörige Architektur verleihe ihr hinlängliche Würde und Zierde«. Laut Baubeschreibung der Landesbaudirektion aus dem Jahre 1855 waren die wesentlichen technischen Merkmale des Kirchenbaues folgende: Die Mauern der alten, ausgebauten Kirche wurden in den Bau voll einbezogen, nur die Fenster und Türen abgeändert. Innen und außen stützen jeweils vier massive Mittel- und Eckpfeiler die Mauern, über die sich ein Tuffsteingewölbe spannt, die angebaute Sakristei sollte vergrößert werden. Das Kirchendach war mit Holzschindeln einzudecken.

Eigentlich war alles klar, nur die Baubereitschaft ließ auf sich warten. Die Baubereitschaft am 19. März 1856 das Ministerium für Unterricht und Kunst. Erst jetzt konnte mit dem Bau begonnen werden. Der Pfarrgemeinde war behördlicherseits unter bestimmten Auflagen zugestanden worden, den Bau in Eigenregie zu übernehmen. Sie durfte zudem, soweit möglich, das Baumaterial stellen und Fuhr- und Handschichten leisten. Im April 1856 wurde von den Gemeindegliedern aller eingepfarrten Gemeinden ein neuer Bauausschuß bestellt. Als Vorstand war der Wundarzt Anton Karabacher ausersehen. Der Bauausschuß bestellte Dominikus Komployer, Maurermeister aus Wengen, als verantwortlichen Werkmeister; sein Polier kam aus Nußdorf, sein Vorarbeiter und Schichtenschreiber aus Iselsberg. Die finanzielle Seite des Bauvorhabens lag in den Händen des Pfarrers Jakob Pedretschner, der als Kassier des Bauausschusses amtierte. Im gegenseitigen Einverständnis ging man auch von den beiden Eingangstüren an der Vorderfront ab und einigte sich aus baupolizeilichen Gründen auf eine Tür, dafür sollte in der rechten Längsmauer eine Seitentür ausgebrochen werden. Im Dezember des Jahres 1856 wußte das Baubezirksamt, das die staatliche Bauaufsicht führte, zu berichten, daß zwei Drittel der Bauarbeiten bereits ausgeführt seien, alles Baumaterial sei bereitgestellt. Im Jahr darauf beantragte der Bauausschuß, den Turm in voller Höhe anbauen zu dürfen, was auch genehmigt wurde.

Die Frage war: Wie sollte das ganze finanziert werden? Die Pfarrgemeinde Dölsach war nicht gerade reich mit zeitlichen Gütern gesegnet, der kirchliche Grundbesitz war bescheiden, das Geldkapital bewegte sich um 6.000 Gulden, von den anfallenden Zinsen konnten gerade noch die laufenden Unkosten bestritten werden. Von der Kirchenfabrik war also nichts zu erwarten. Zudem war das Kirchengebäude kraß unterversichert gewesen, ganze 5.000 Gulden zahlte die Versicherung. Also mußten die Pfarrgemeinde und der Patronatsherr, der Haller-Damenstift-Fonds, zur Kassa gebeten werden. Die Baukosten wurden zu Beginn des Jahres 1856 amtlicherseits mit 22.436 Gulden (noch nicht eingerechnet der volle Ausbau des Turms) veranschlagt. Davon waren allein 8.764 Gulden als Sach- und Arbeitsleistungen der Pfarrgemeinde veranschlagt in Form von Hand- und Fuhrschichten. Blieben also 13.672 Gulden an barem Kapital übrig, womit das Baumaterial und die Handwerker bezahlt werden mußten. 5.000 Gulden kamen — wie gesagt — von der Feuerversicherung. Von den restlichen 8.672 Gulden wurde das gesetzlich vorgeschriebene Patronatsdrittel berechnet, das waren 2.890 Gulden, für die der Haller-Damenstift-Fonds aufzukommen hatte. Den Rest hatte wiederum die Pfarrgemeinde zu finanzieren, etwas über 5.781 Gulden. Dieses Geld mußten die Steuerzahler der eingepfarrten Gemeinden (Dölsach, Gödnacht-Görschach, Göriach-Stribach, Iselsberg-Stronach) aufbringen, die zu diesem Zweck eine höhere Grundsteuer aufgebürdet bekamen. Vermutlich wurden die einzelnen Hof- und Hausbesitzer proportional zu ihrer Grundsteuervorschreibung zu den Hand- und Fuhrschichten verpflichtet.

Alles in allem war ein solcher Kirchenbau, wenn nicht freiwillige Spenden reichlich flossen, eine starke finanzielle und zeitliche Belastung für die Gläubigen und Steuerzahler einer Pfarrgemeinde. Im August 1857, als der Bau langsam abgeschlossen wurde, beliefen sich die Bankkosten auf über 28.000 Gulden; den Löwenanteil hatte die Pfarrgemeinde durch Arbeits- und Steuerleistungen getragen. (Einem Gulden der damaligen Zeit entsprach im Jahre 1979 ein ungefährer Kaufkraftgegenwert von 95 Schilling, somit wäre der Kirchenbau im Jahre 1979 auf rund 2.700.000 Schilling gekommen, was einen nicht weiter erschreckenden würde; dabei ist aber zu bedenken, und insofern sind solche Kaufkraftgegenwertberechnungen problematisch, daß das Durchschnittseinkommen des Jahres 1857 tief unter dem den Jahres 1979 gelegen hat.)

Nach und nach wurde nun die Inneneinrichtung angeschafft, die zur Gänze von der Pfarrgemeinde bezahlt werden mußte, denn dazu trug der Patronatsherr nichts bei. Den neuen Hochaltar schmückte ein Bild des Tiroler Malers Josef Arnold d. Ä. mit der seltenen Darstellung »Der Tod des hl. Martin« (1861); heute befindet sich dieses Altarblatt auf der Empore. Eingeweiht wurde das neue Haus Gottes am 15. Juni 1864 durch den Brixner Erzbischof Arnold Gasser. Ein lebhaftes Presseecho entfachte im Jahre 1873 des hochgefeierten und aus Stronach gebürtigen Malers Franz von Defregger Geschenk an seine Heimatpfarre, nämlich das Bild »Die heilige Familie«.

Ersimms 1874 erklang die von Franz H. Reinisch (Steinach am Brenner) angefertigte Orgel.

Das Kircheninnere muß auf die Zeitgenossen doch etwas kahl gewirkt haben, denn 1892 wurden nach Plänen von P. Johann Maria Reiter, einem gebürtigen Lienzer, Freskomalereien angebracht. Dieses kunstsinvolle Unternehmen wurde zum Teil durch den Verkauf von Kunstfotografien des Defreggerischen Altarbildes finanziert.

Renovierung und Modernisierung

Das noch recht junge Gotteshaus wurde in den Jahren 1960 bis 1962 restauriert, renoviert und gleichzeitig modernisiert, woran Professor Ernst Pokorny wesentlich Anteil hatte. Von seiner Hand stammen das Hl. Herz Jesu über dem Hauptportal, der Mosaikschmuck mit Szenen aus dem Leben des hl. Martin und das Sgraffito an der Brüstung der Kanzel »Ausseedung der Apostel«.

Über die neue und moderne Pfarrkirche wußten die Osttiroler Heimatblätter 1962 zu berichten: »Wer das Innere der Kirche vor der Restaurierung gekannt hat, der wird sie, wenn er sie jetzt betritt, nicht wiedererkennen: Die gesamte verwirrende und die Architektur beeinträchtigende Dekorationsmalerei ist verschwunden, hellgetönte, glatte Flächen lassen den Kirchenraum weiter, höher und freier erscheinen und die Architektur weit besser zur Geltung kommen. Die Ausstattung wurde wesentlich vereinfacht — man kann ruhig von einer Entrümpelung sprechen: Die Apsis, früher durch den neugotischen Hochaltar fast ganz ausgefüllt, hat die stärkste Wandlung durchgemacht. Ein großes und ausdrucksstarkes Mosaik, das den hl. Martin darstellt, beherrscht nicht nur das Halbrund, sondern das ganze Kircheninnere. Acht Seitenbilder erzählen in bildlicher und textlicher Darstellung aus dem Leben des Heiligen. Die Gesamtcomposition wirkt komprimiert, eindrucksvoll und ist von frühchristlicher Strenge ... Das früher auf dem linken Seitenaltar befindliche Defregger-Altarbild, die Heilige Familie, wechselte von der linken auf die rechte Seite ... Eine schöne barocke Kreuzigungsgruppe, die aus der alten Kirche vor dem Brande von 1853 stammt, schmückt den linken Seitenaltar ... Die Verstärkung der Fundamentierung und die umfassende Entfeuchtung werden, so ist zu hoffen, der Renovierung Dauer verleihen.«

Auch der Turm mußte neu gedeckt und sein Verputz erneuert werden. Der Außenanstrich von Kirche und Turm wurde mit Keimischen Mineralfarben durchgeführt. Pfarrer Johann Ruggenthaler als dem Bauherrn, Professor Ernst Pokorny darf zu dem gelungenen Werk gratuliert werden.«

An kunsthistorischen Details des Innenraumes wäre noch nachzutragen: Der Tabernakel wurde nach einem Entwurf von Dominikus Stadler anlässlich der Renovierung umgearbeitet, die beiden Statuen auf der Altarmensa (Petrus und Paulus) fertigte 1868 Karl Fuchs an. Die Kreuzwegstationen in mosaizierendem Zementguß wurden von Ernst Pokorny angefertigt. Die Pfarrkirche besitzt eine schöne Weihnachtskrippe mit alten Wachsfiguren. Vom alten

Heiligen Grab sind nur mehr einige Bilder und Figuren zu verwenden.

Abschließend wollen wir uns noch kurz nach den Filialkirchen der Pfarre Dölsach umsehen. Die älteste Bausubstanz besitzt das Kirchlein zur hl. Margaretha nahe der Bundesstraße. Es ist dem Typus der romanischen Landkirchen der Zeit um 1200 zuzurechnen, ist aber um 1622 kräftig barockisiert worden. Altar und Tonnengewölbe zeugen davon. Die Kirche wurde unter Kaiser Joseph II. gesperrt, 1791 wieder geöffnet.

St. Georg in Gödnach beeindruckt den Betrachter mit den darum herumgruppierten Bauernhäusern als dörfliches Ensemble. Der massive gotische Turm der Kirche, die erstmals 1382 urkundlich erwähnt wird, gibt ihr eine besonders charakteristische Note. Auch dieses im Kern gotische Gotteshaus wurde im Stile des Barock erneuert, als es 1664 und 1668 überschwemmt und so stark beschädigt wurde, daß man schon an seine Verlegung dachte.

Die Kapelle zur Schmerzhafte Mutter Gottes in Götschach wurde anläßlich einer großen Drauberschwemmung verlobt und in den Jahren 1834/35 erbaut. Iselsberg erhielt 1759 mit der Schutzengelkirche sein eigenes Gotteshaus. Die Kapelle zu unserer Lieben Frau von Lourdes in Stronach wurde 1899 errichtet.

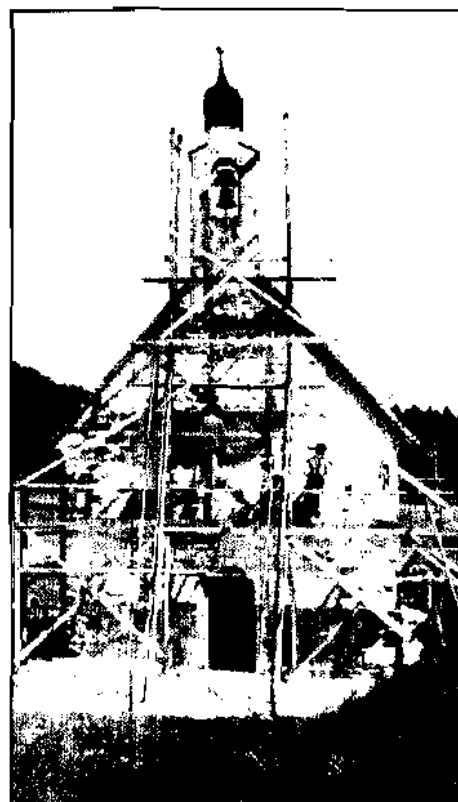
Noch heute künden die Kirchen und Kapellen der Pfarre Dölsach von der Existenz Gottes und bereichern das reizvolle Landschaftsbild des Lienzer Talbodens.

Die Pfarrer in Dölsach

nach einer Aufstellung von
Prof. Josef Astner †

Heinrich	1242
Heinrich	1264
Hanns Hochperger	1426 — 1436
Hanns Kirchmair	1438
Johann Huber	1441
Gregor Feuersperg	1449
Paul Königswiser	1458 — 1474
Leonhard Feuersperger	1483 — 1494
Leopold Karisch	1511

Wolfgang Grafenegger	151 — 1525
Kaspar Rott	1525 — 1542
Hieronymus Hueber	1542 — 1577
Andreas Wolfsegger	1577 — 1579
Christian Gasser	1579 — 1595
Gregor Güsterle	1594 — 1598
Sebastian Salacher	1598
Georg Sanishueber	1599 — 1601
Thomas Marbo	1601 — 1607
Mathias Wallraf	1606
Philipp Kleinmann	1609
Mathias Perwang	1609 — 1612
Florian Gasser	1612 — 1616
Christoph Pfenig	1616 — 1623
Jakob Grasser	1623 — 1624
Nikolaus Miniger	1624 — 1634
Martin Laubheimer	1634 — 1636
David Helmer	1636 — 1637
Mathes Neuhauser	1637 — 1658
Johann Georg Sauter	1658 — 1680
Franz Mayr v. Mayrhaimb	1680 — 1685
Thomas Hofstetter	1685 — 1705
Joh. Bapt. v. Hebenstreit	1706 — 1716
Josef Rainacher	1716 — 1730
Martin Hofer	1730 — 1743
Josef Baumgartner	1743 — 1760
Vinzenz Ragger (Pfarrprovisor)	1760 — 1761
Joh. Bapt. Dindl	1761 — 1788
Thomas Moser	1788 — 1802
Jakob v. Bachmann	1804 — 1821
Josef Paul Kan (* in Untergries)	1821 — 1836
Johann Fuchs (* 1803 in Innichen)	1836 — 1844
Jakob Pedretsch (* 1795 in Abling)	1844 — 1866
Josef Mohr (* 1811 in Brixen)	1867 — 1878
Johann Treyer (* 1828 in Terenten)	1878 — 1899
Jakob Pramstaller (* 1846 in Brixen)	1899 — 1901
Karl Bergmeister (* 1846 in Brixen)	1901 — 1927
Josef Mitterrutzner (* 1875 in Elvas)	1928 — 1938
Sigmund Koller (* 1884 in Karltitsch)	1938 — 1946
Josef Ortner (* 1908 in Außervillgraten)	1946 — 1955



St. Margaretha; romanisches Kirchlein ans dem 12. Jahrhundert. Es wurde in den letzten Jahren gründlich und stilgerecht renoviert und bietet dem auf der Bundesstraße 100 vorbeihastenden Verkehr einen besinnlichen Anblick.

Johann Ruggenthaler (* 1909 in Matrei i. O.) 1955 — 1969
Johann Lungkoller (* 1913 in Kartitsch) 1969 —

Da sich die vorliegende Arbeit an ein breites Leserpublikum richtet, wird bewußt auf ausführliche Literatur- und Quellenangaben verzichtet. Vor allem drei Werke sind es, denen der Autor wertvolle Hinweise und Details verdankt: Josef Astner, Chronik der Gemeinde Dölsach, maschinschriftliches Manuskript 1974; Josef Mair, »Die Pfarre Dölsach bis zum Jahre 1818«, maschinschriftliche Diplomarbeit, Innsbruck 1977; Meinrad Pizzini, Osttirol (Österreichische Kunstmonographie 7), Salzburg 1974. An bisher nicht verwerteten Quellen, die alle im Tiroler Landesarchiv in Innsbruck anbewahrt werden, wären insbesondere zu nennen: Handschrift 3091; Cattanea 708; Gubernium, Präsidiale, Zl. 552 ex 1803; Statthalter für Tirol und Vorarlberg, Polizei, Z. 9369 ex 1853; ebendort, Geistliches, Zl. 5428 ex 1854, Zl. 3083 ex 1855, Zl. 1028 ex 1856, Zl. 5075 ex 1857.

Die Fotos stammen aus dem Besitz des Bundesdenkmalamtes in Innsbruck, der Gemeinde Dölsach (Foto Baptist/Lienz), der Herren Dr. Meinrad Pizzini/Innsbruck und Hans Waschglor.

Für ihre Unterstützung möchte der Autor Herrn Bürgermeister Hans Oberbichler und Herrn Vize-Bgm. Dipl.-Ing. Rudolf Neumayr herzlichst danken. Diesem Dank an die Gemeinde schließen sich die Heimatblätter an; sie hat durch finanzielle Unterstützung die Heransgabe dieser Sondernummer ermöglicht.



St. Georg in Gödnach; 1382 erwähnt.